



Burgruine Giech bei Scheßlitz – Original-Fliegeraufnahme

Dominikus Kremer

Giechburg – Schicksale einer fränkischen Bergfeste

Zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975

Als erste Erwähnung der Giechburg – wenn sie auch viel älter ist – gilt das Jahr 1125, in dem ein *liber homo Willehalmus de Giche* als Salmann des Bamberger Benediktinerklosters auf dem Michaelsberg auftritt.

Pressenotizen ist zu entnehmen, daß nun offenbar der jüngste Giechburgbesitzer, der Landkreis Bamberg, eine 850-Jahrfeier vorbereitet.

Der Landkreis Bamberg hat im Jahre 1971 die Giechburg aus privater Hand käuflich erworben. Durch Mittel des Bundes, des Landes Bayern, des Bezirks Ofr. und des Landkreises Bamberg, aber auch durch zahlreiche Einzelspenden der Bevölkerung; zusammen 500 000.– DM, wurde es ermöglicht, die bewohnbaren Teile der Burg in verhältnismäßig kurzer Zeit unter Erhaltung der baulichen Substanz in allen Ansprüchen gerecht werdender Weise zu renovieren und in eine moderne Burggaststätte zu verwandeln, die mit Wasserleitung, elektrischem Strom und Ölheizung versehen ist. Seit dem Pfingstfest 1974 ist nun die Burg tatsächlich für jedermann geöffnet, und nicht nur das, sie ist über eine moderne Asphaltstraße, die von der Landstraße Scheßlitz-Zeckendorf abzweigt, auch für Auto- und Omnibusfahrer erreichbar, und zwar an Sonntagen bis zu einem unmittelbar unterhalb der Burg (5-10 Min.-Gehweg, je nach Bergsteiger-Tempo) gelegenen Parkplatz, an Werktagen bei geringerem Verkehr bis zum Burgeingang. Jeder Besucher ist überrascht und des Staunens voll, was da geleistet worden ist.

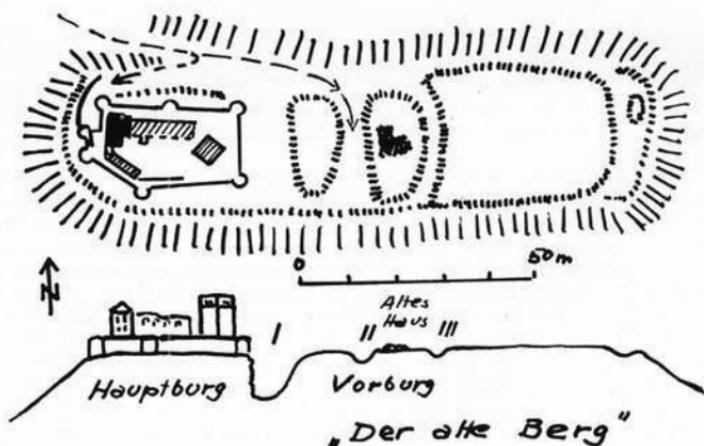
1. Die Giechburg als Wehranlage:

1. Lage und Aussehen:

Auf weit vorgeschobenem Juraausläufer, etwa 13,5 km ostnordöstlich von Bamberg und 2,5 km südsüdöstlich von Scheßlitz, erhebt sich, 530 m über Normalnull gelegen, auf den gebankten Kalken des Weißjuras die *Burgruine Giech*, das weithin sichtbare Wahrzeichen der östlichen Hälfte des Landkreises Bamberg. Um den Standort der einstigen Bergfeste richtig beurteilen zu können, muß man sich den Raum Scheßlitz, den zu beherrschen und zu beschützen ihre Aufgabe war, von einer gegenüberliegenden Höhe aus betrachten. Der Rastplatz an der neuen B 505 zwischen Drosendorf und Wiesengiech bietet dazu eine günstige Gelegenheit. Eindrucksvoll ist dort zu erkennen, daß kein anderer Juraausläufer so weit an die Scheßlitzer Talwanne heranreicht wie der Giechberg. Keiner der nördlich und südlich sich anreihenden Juravorsprünge bietet mehr Sicherheit als die von der Natur abgegrenzte Spornplatte des Giechberges, die man sich in grauer Vorzeit als un bebauten sargförmigen Juraberg vorstellen muß. Mit sicherem Gespür haben die ersten Besiedler des Berges seinen hohen Verteidigungswert erkannt. Die an Ort und Stelle gebrochenen Kalksteine dienten als Hauptbaumaterial; doch auch der 80 m tiefer anstehende Eisensandstein wurde zum Bau der Burg verwendet, obwohl sein Herbeischaffen wesentlich größere Mühe erforderte. Aber auf den leicht zu bearbeitenden Sandstein wollte man vor allem bei der Gestaltung schmückender Bauelemente nicht verzichten.

Durch den Abbau des gebankten Werkkalkes auf dem Giechbergplateau wurde gleichzeitig eine wesentliche Verteidigungsanlage gewonnen. Wir können als sicher annehmen, daß der Steinbruch insbesondere den Hauptgraben I ergab (Siehe Abb. 1!).

Die geradezu fein abgewogene Mischung aus weißgrauem Kalkstein und hö niggelbem bis rostbraunem Eisensandstein verleiht dem Gemäuer der Burg ihr unverwechselbares charakteristisches Patina.



Grund- und Aufriß der Giechburg

2. Spuren älterer Wehranlagen:

Aus nördlicher Blickrichtung, etwa vom Reisberg her, lassen sich im Profil des Giechberges noch heute die drei Abschnittsgräben des östlichen Burgberges erkennen. Dieses dreifache Grabensystem läßt alleine schon den Schluß zu, daß auf und bei den Gräben, wenn auch längst abgegangen, umfangreiche Wehrbauten gestanden haben müssen.

Die einheimische Bevölkerung nennt den östlich des Hauptgrabens I gelegenen Bereich des Giechberges *Altenberg*. Auch dieser in der Tradition verwurzelte Flurname verrät, daß der östliche Giechberg sehr früh besiedelt gewesen sein muß. Kunstmann hat erstmalig darauf hingewiesen, daß zwischen den Halsgräben II und III (Siehe Abb. 1!) tatsächlich Spuren überwachener Kunstbauten vorhanden sind, die dort die Lage des schriftlich bezeugten „Alten Hauses“ vermuten lassen. Auch der übereckgestellte Bergfried, der an der gefährdetsten Stelle des Berings errichtet wurde, weist darauf hin, daß weitere Wehrbauten ostwärts des Hauptgrabens vorgelagert gewesen sein müssen.

Die ehemaligen Befestigungsanlagen auf dem Altenberg aber, das dreifache Grabensystem und der Standort des Bergfrieds sind der Beweis dafür, daß der Hauptzugang zur mittelalterlichen Giechburg im Osten war. Schwere Heimsuchungen in jahrhundertelangen Auseinandersetzungen haben die östliche Vorburg vernichtet. Bei der letzten Erneuerung der Bergfestung wurde ein bequemerer Burgeingang im Nordwesten geschaffen.

3. Gegenwärtiger Bestand:

Die nach drei Seiten durch Steilhänge und Felswände geschützte Giechburg bietet sich, besonders aus der Vogelschau (Siehe Abb. 2!), als eine klare nachmittelalterliche Anlage mit übersichtlichem Grundriß dar. Das längliche Fünfeck hat seine endgültige Gestalt bei der letzten Bürgerneuerung zwischen 1599 und 1609 erhalten.

Die Gebäudereste der einst so stolzen Burg haben längst jeden Verteidigungswert verloren. Der Bestand der meist ruinösen Bauten läßt sich fast an einer Hand aufzählen.

Am heutigen Nordwest-Eingang erkennen wir ein Vortor und ein Haupttor mit verdoppelter Zwingermauer. Das Vortor ist mit den Wappen der Fürstbischöfe Anton von Rotenhan (1431-1459) und Georg von Schaumberg (1459-1475) geziert. Das Haupttor trägt das leider stark verwitterte Wappen des Fürstbischofs Johann Philipp von Gebattel (1599-1609). Dieses Renaissanceportal ist Zeuge der letzten Bürgerneuerung.

Der spätmittelalterliche Bering (= Ringmauer) ist mit sieben Rundtürmen bewehrt, je einer an den fünf Ecken des Burgareals, einer in der Mitte der langen Nordfront und einer als trutziger Wächter an der nordwestlichen Auffahrt. Sämtliche Mauertürme waren einst mit Pulvergeschützen bestückt, die flankierendes Feuer entlang der Ringmauer und der Auffahrt ermöglichten. Erkennbar sind ferner noch drei äußerst schmale Zwinger im Norden, Nordwesten und Süden.

Der 24 m hohe, leider nicht zugängliche Bergfried stammt aus dem 13. Jahrhundert. Er ist das Sinnbild der ungebrochenen Kraft der Burg. Seine östliche Ecke wendet sich dem Halsgraben zu. Das raue Quaderwerk zeigt wenig Öff-

nungen. Eine Einstiegs Luke im ersten Obergeschoß war vermutlich durch einen Viadukt mit dem Palas verbunden. Das obere Sims wurde 1925 durch Blitzschlag beschädigt.

Dieser wuchtige quadratische Burgturm (Bergfried) mit seiner Mauerstärke von 2 m verdiente den Ausbau als Aussichtsturm. Aus einer Höhe von 554 m ü. d. M. müßte ein grandioser Ausblick über das östliche Bamberger Umland zu genießen sein.

Völlig erhalten, weil kontinuierlich benützt, ist eigentlich nur das Wohn- und Wirtschaftsgebäude im Westteil der Burg. Es stammt auch aus der Gebattelzeit.

Der Kavalierbau in der Nordwestecke des Burghofes wurde durch Fürstbischof Marquard Sebastian Schenk von Stauffenberg (1683-1693) begonnen und blieb unvollendet. Seine ruinösen Umfassungsmauern lassen erahnen, welch weiträumiger Bau es werden sollte.

Obwohl am Nordabhang des Altenberges eine für Mensch und Tier gleichermaßen beutende Quelle, der Eselsbrunnen, sprudelte, war es in besonderen Notzeiten, vor allem bei Rundumbelagerung, wichtig, eine unabhängige Wasserversorgung im Burginneren zu haben. Ein Grundwasserbrunnen von 64 m Tiefe, der durch den Werkkalk bis zum Wasserhorizont des Ornatentons abgeteuft wurde, ist heute noch erhalten. Leider ist das Brunnenhaus samt der intakten Ziehvorrichtung – einer Seilwinde mit Eimern – erst in jüngerer Zeit beseitigt worden. Kunstmann wies nach, daß die Burg Giech im 15. Jahrhundert neben zwei weiteren Brunnen auch noch eine Regenwasserzisterne besaß.

Alles in allem zeigt sich die Ruine Giech noch heute als ein interessantes Beispiel einer spätesten Burganlage. Sie zählt zum Typus 'Höhenburg in Spornlage'. Ihr mittelalterlicher Bestand, mit Ausnahme des Bergfrieds, ist zerstört. Wie die Burg vor dem großen Umbau ausgesehen haben mag, läßt sich aus den Vertragstexten von 1384 in etwa erschließen, worauf Jakob überzeugend hingewiesen hat.

Der gegenwärtige Bestand der Feste Giech zeugt immer noch von den umfangreichen Bemühungen des 16. und 17. Jahrhunderts, die Burg wehrbereit zu erhalten. Sie „strotzt noch von herrischer Großartigkeit im Verfallszustand“ (Scherzer).
(Fortsetzung folgt)

Zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975

Helmut Weinacht

Von Hans Schwabendaller zu Ludwig von Schwanthaler

Wer Erlangen in Richtung Forchheim verläßt, hat nahe der nördlichen Stadtgrenze ein einmaliges verkehrshistorisches Ensemble vor sich: Am Westabfall des Burgberges, unterhalb des Erlanger Judenfriedhofs, öffnet sich der älteste bayerische Eisenbahntunnel (1844), daneben verläuft die erst kürzlich wiedererschlossene Landstraße, welcher der unmittelbar anschließende Frankenschnellweg den Rang abgelaufen hat; zur Linken fährt man auf das versandende Altbett des Ludwig-Donau-Main-Kanals zu und weiter im Westen

solange die Spannungskurve seiner Erfindungen vom Reißbrett bis zum funktionsfähigen Modell andauerte. Ihm eignete die originale Produktivität des Genies, der Begriff, aus dem ehestens die Schwierigkeiten mit der Umwelt, seine psychischen Eigenheiten und die egozentrische Haltung deut- und verstehbar werden. Daran zerbrach letztlich das Arbeitsverhältnis jenseits des äußeren Anlasses.

Die Generösität des Hauses Siemens bewies sich noch einmal. Man beließ dem Ausscheidenden das volle Gehalt als Pension, solange er sich nicht selbständig machte oder anderweitig band. Auch die gesellschaftlichen Bindungen lösten die Siemenssöhne nicht. Als Jagdgast von Wilhelm Siemens am 6. Januar 1904 widerfuhr Hefner das für seine Mentalität deprimierende Mißgeschick der geringsten Jagdbeute. Dem Brauch nach mußte er an der Jagdtafel die „Ferkelkönigsrede“ halten. In solcher Rolle fühlte sich der Mann derart überfordert, zumal er kein besonderer Redner war, daß er zusammenbrach, am anderen Morgen war er tot. – Er hatte ein Leben lang unter dem zweiten Rang seiner Stellung gelitten; Letzter zu sein, selbst bei völlig unbedeutender Gelegenheit, war ihm um den Preis des Lebens unerträglich. Die Erkenntnis des dennoch unzulänglichen Menschseins verwundete das Genie tödlich.

Benützte und empfohlene Literatur:

Mit besonderem Dank für die Auswertung kann auf die Unterlagen verwiesen werden, die das Werner-von-Siemens-Institut für Geschichte des Hauses Siemens verwahrt.

Ferner:

Fr. Heintzenberg: Friedrich von Hefner-Alteneck. In Abhandlg. u. Berichte, Deutsches Museum, Heft 2/1951

J. Ch. Poggendorff: Biogr.-literar. Handwörterb. zur Geschichte der exakten Wissenschaften, 1863 ff, 7 Bde.

C. Matchoß: Männer der Technik, 1925

Alle drei Fotos: W.-v.-Siemens-Institut, München.

Dominikus Kremer

Giechburg – Schicksale einer fränkischen Bergfeste

Zum Europäischen Denkmalschutzjahr 1975

(Fortsetzung aus Heft 3/75, 61-64)

4. Namensdeutungen:

Die versuchten Namensdeutungen weichen stark voneinander ab und können nicht überzeugen. Mehrere Thesen sind ebenso ansprechend wie umstritten. Für das hohe Alter der Wehranlagen auf dem Giechberge (Vergl. Kapitel II!) spricht die Ableitung vom keltischen *co-iche*, was Anhöhe oder Berg bedeutet. Giechburg hieße demnach einfach Bergburg. Die Verfechter slavischer Wortwurzeln dagegen meinen, die Giechburg sei ein Eckpfeiler der „terra sclavorum“ gewesen. Daher sei Giech von dem Namen der slavischen Siegesgöttin Jecha abzuleiten. Als Jechaburg wäre die Giechburg also eine Burg

des Sieges. Neben diesen Deutungen, die schon Hümmer erwähnte, weist Lunz noch auf eine gewisse Verwandtschaft mit Guichy (im frz. Dep. Nièvre) hin. Andernorts wurde versucht, Giech vom ahd. *gouch* (Gauch) = Kuckuck abzuleiten, womit der Giechburg der schmeichelhafte Name Kuckucksburg zustünde. Diese Deutung rückt noch eine Möglichkeit in den Bereich der Überlegungen. Auch gucken (= kicken = Ausschau halten) könnte sich hinter Giech verbergen. So schlicht wie auch einleuchtend ist allein die Tatsache, daß die Giechburg einst Sitz der Herren von Giech war, deren Geschlecht sich seinen Namen nach dem Ansitz Giech gab.

II. Vor- und Frühgeschichte der Burg Giech:

Die beherrschende Lage auf vorgeschobenem Jurasporn läßt vermuten, daß der Giechberg mit seinen wechselnden Wehrbauten schon jahrtausendlang eine wichtige Rolle im politischen und militärischen Geschehen des Bamberger Raumes gespielt hat, bevor die Giechburg selbst in der geschriebenen Überlieferung erscheint.

Zunächst einmal ist wesentlich, zu wissen, daß das nähere Umland des Giechberges schon im 1. Jahrtausend vor Chr. verhältnismäßig dicht besiedelt war. Das Hügelgräberfeld im Zeckendorfer Loh zu Füßen der Giechburg, das Pfarrer Haas, Scheßlitz, 1826 erschloß, lieferte den sichtlichen Beweis dafür.

Anfangs der fünfziger Jahre des 20. Jahrhunderts wurde die kontinuierliche Besiedlung des Giechberges vor der mittelalterlichen Periode durch moderne Forschungsmethoden nachgewiesen. Genaueste Bodenuntersuchungen mittels der Phosphatanalyse durch Hans Jakob führten zu dem überraschenden Ergebnis, daß der Giechberg nicht nur germanischen, sondern auch schon keltischen Völkerschaften in Zeiten der Gefahr ein willkommener Zufluchtsort war. Man darf als gesichert annehmen, daß auf dem Giechberg schon vor der ersten Erbauung einer mittelalterlichen Burg eine das ganze Plateau umfassende Wallumfriedung, wie sie die meisten Juraausläufer trugen, angelegt war. Daraus können wir schließen, daß der Giechberg in grauer Vorzeit eine bedeutende Volksfliehburg des Scheßlitzer Umlandes gewesen sein muß.

Jüngste Ausgrabungen unter Leitung der prähistorischen Abteilung des Historischen Vereins Bamberg förderten auf dem Altenberge wertvolle Kulturrelikte zutage, die sogar bis in die Jungsteinzeit zurückweisen. Auf jeden Fall lassen die Funde auf eine mehr als 4000-jährige Besiedlung des Giechberges schließen.

Bezüglich der Frühgeschichte wird von den Burgenforschern angenommen, daß die Giechburg in der fränkischen Zeit ein wichtiges Bindeglied zwischen den Königshöfen Hallstadt und Königfeld gewesen sein wird. Nach Kunsmann kann man sie vermutlich sogar in die Reihe der Landesburgen vom Range der Coburg und Plassenburg einordnen.

Ebenso darf als gesichert gelten, daß die Bergfeste Giech an der Wende vom 9. zum 10. Jahrhundert zum Machtbereich der Babenberger zählte, nach deren ruhmlosem Untergang (906) sie mit deren sonstigen Besitzungen vom Staate eingezogen und schließlich einem anderen „vornehmen Edlen“ zugeteilt wurde.

Durch Erich von Guttenberg wissen wir mit Sicherheit, daß die Burg Giech mit dem Schweinfurter Erbe ins Licht der Geschichte tritt. Guttenberg hat die verwickelten Erbvorgänge, die schon Archivar Österreicher scharfsinnig zurückverfolgt hatte, klar erkannt und folgerichtig zu Ende gedacht. Sein Verdienst ist es, daß man die Besitzgeschichte, obwohl der Name Giech erstmals erst 1125 erwähnt wird, noch um ein ganzes Jahrhundert erweitern kann.

III. Schicksale der Giechburg von 1125 bis 1803:

1. Vom Schweinfurter Erbe bis zur ersten Erwähnung 1125:

Ludwig Lunz stellt die Erbfolge in dem Jahrhundert vor der Erwähnung des Wilhelm von Giech (1125) folgendermaßen dar: Markgraf Otto von Schweinfurt, der im Volkfeldgau und im Radenzgau reich begüterte Sohn des mit Kaiser Heinrich II. verfehdeten Hezilo von Schweinfurt, war im Jahre 1057 gestorben, ohne männliche Nachkommen zu hinterlassen. Seine umfangreichen Besitzungen erbten zum größten Teil seine Töchter. Eine Ausnahme bildeten die Burgen Giech, Lichtenfels und Mistelfeld mit ihren Zugehörungen, die an seine Witwe Irmgard von Susa gingen, da sie deren Heiratsgut-sicherung waren. Irmgard von Susas Erbteil geht nun fast ein Jahrhundert von einer Frauenhand in die andere, um schließlich durch die letzte dieser Frauergestalten zum entscheidenden Besitzerwechsel geführt zu werden. Die Witwe selbst verheiratet sich zum zweitenmal mit Ekbert I. von Braunschweig, Markgraf von Meißen. Dessen mächtiger Sohn Markgraf Ekbert II. von Meißen hinterläßt Giech um 1090 wiederum einer Frau, nämlich seiner Witwe Oda von Orlamünde, die über das fränkische Allod Lichtenfels-Giech-Scheßlitz zugunsten ihrer Schwester Cunigunde verfügte. Da Cunigunde in erster Ehe die Gattin des russischen Fürsten Jaroslaw war, geriet das Schweinfurter Witwenerbe an Cunigundens zweite Tochter aus erster Ehe, nämlich an die Russin Mechthilde von Jaroslaw. Mechthilde hatte ebenfalls zwei Ehen geschlossen. Das erstemal war sie mit dem thüringischen Grafen Günther von Käfernburg verheiratet, das zweitemal mit Wilhelm von Lützenburg (= sehr wahrscheinlich Lichtenfels), der erwiesenermaßen identisch ist mit jenem *liber homo Willehalmus de Giche*, dem freien Manne Wilhelm von Giech, der 1125 und 1129 als Salmann (= Mittels- und Gewährsmann) für das Bamberger Kloster Michaelsberg auftritt, und so „erstmal den Namen der für Bamberg so interessanten Burg überliefert“ (Lunz).

Seine Stieftochter Adela von Käfernburg, aus der 1. Ehe seiner Gattin stammend, bringt nun die Burg Giech 1129/30 ihrem Gemahl Reginboto zu, der dem Stamme der Grafen von Wertheim entsproß und jetzt als Graf Reginboto von Giech auftritt. Konsequenterweise hätte er sich aber Graf Reginboto von Wertheim auf Giech nennen müssen. Seiner Ehe mit Adela entspringt jene unglückliche Chuniza (= Kuniza, Kunigunda) von Giech, die das Schicksal der Burg Giech durch ihre einsamen Entschlüsse für die nächsten 700 Jahre entscheidend beeinflusste.

2. Eine unglückliche Ehe und ihre Folgen, 1137:

Chuniza (von Wertheim) auf Giech verheiratete sich 1137 oder 1138 unter Bischof Otto I., dem Heiligen, mit dem Grafen Poppo von An-

dechs/Blassenberg (= Plassenburg), der den günstigen Augenblick gekommen sah, seinen Machtbereich nach Westen zu erweitern.

Bischof Otto I. hatte diese Ehe ebenfalls gutgeheißen. Ihm war es sehr darum zu tun, für das von ihm gegründete Kloster Langheim Stiftungen von den Andechs-Meraniern zu erhalten.

Tatsächlich folgten der Eheschließung zunächst einige Jahre ungetrübten Zusammenlebens und Zusammenwirkens. Ein erstes Eheglück schien sich anzubahnen, als 1141 ein männlicher Erbe geboren wurde.

Schon 1139 hatten Chuniza und Poppo dem Kloster Langheim eine ansehnliche Reihe von Gütern geschenkt, und 1141, wohl anlässlich der Geburt ihres Sohnes, traten sie einige Wälder an die Zisterzienser von Langheim ab.

Unter Bischof Egilbert jedoch, dem Nachfolger Ottos I., nahm die Ehe Chunizas rasch eine unglückliche Wendung. Chuniza muß dem Bischof schwerwiegende Vorwürfe gegen ihren Gemahl Poppo vorgetragen haben, worüber sich die geschriebene Geschichte allerdings ausschweigt. Bischof Egilbert, der die Trennungsgründe Chunizas anerkannte, entsprach ihrem Wunsche, erklärte die Ehe für ungültig und löste sie auf. Das wird ihm um so leichter gefallen sein, als er die Schenkungsabsicht Chunizas kannte, die ihm den Erwerb der Giechburg für das Hochstift Bamberg in Aussicht stellte.

So kam es schon 1142 zum endgültigen Bruch zwischen Chuniza und Poppo. Der Graf von Andechs/Blassenberg hatte vermutlich keine Neigungsehe geschlossen gehabt. Ihn dürfte mehr das Verlangen nach der gräflichen Mitgift als nach der gräflichen Braut bewogen haben, Chuniza zur Frau zu nehmen. War es doch für ihn eine einmalige Chance, seine Territorialmacht in Franken zu vergrößern, wofür insbesondere sein Vater Berthold von Andechs/Blassenberg vorausschauend gewirkt hatte.

Chuniza schien das Heiratsgeschäft, das mit ihr getrieben wurde, sehr bald durchschaut zu haben und war demzufolge in ihrer Frauenehre tief verletzt.

Wie arg die Verstimmung der unglücklichen Gräfin, die doch ihrem Gemahl bereits einen Sohn geboren hatte, gewesen sein muß, erhellt aus den harten Trennungsbestimmungen:

Die Burgen Giech und Lichtenfels fallen an das Hochstift Bamberg, dem dieser Zuwachs sehr willkommen ist. Graf Poppo von Andechs/Blassenberg sieht seine Erwartungen ins Nichts zerfließen. Seine erhoffte Gebietsverweiterung fällt ins Wasser.

Das war den Grafen von Andechs/Blassenberg zu viel. Diese Niederlage konnten sie so schnell nicht verwinden. Mit allen Mitteln suchten sie, den durch die Heirat erworbenen Besitz zu halten. Heiße Fehden um die Giechburg waren die Folge. (Fortsetzung folgt)

Bundesfreund Hans Paschke hat uns für immer verlassen



Wir können es noch immer nicht recht fassen, daß Hans Paschke nicht mehr ist. Noch sehe ich ihn vor mir, immer heiter, erfüllt von innerer Teilnahme an allem Fränkischen, auf den Studienfahrten, bei den Sitzungen der Bundesleitung, wo er immer auszugleichen verstand, wenn gegensätzliche Meinungen aufeinanderstießen, bei den fränkischen Seminaren, den unvermeidlichen Bierkrug vor sich, aufmerksam zuhörend und teilnehmend. Noch höre ich seine helle Stimme, als er mich bei der Bundesstudienfahrt in die Wetterau 1968 im Walde vor der Saalburg anrief, auf mich zukam, lachend die offene Schnupftabakdose in der Hand.

Am 22. April ist er schnell und unerwartet gestorben. Es kann hier, da wir an ihn denken, nicht der Ort sein, alle seine Verdienste aufzuführen, seine Verdienste um Franken und um den Frankenbund, oder sein Leben rückblickend darzustellen. Das haben wir aus Anlaß seines 70. Geburtstags in der Bundeszeitschrift in Heft 3/1972 getan. Hier wollen wir festhalten, daß er buchstäblich bis zur letzten Minute an historischen Studien für seine zweite Heimat Bamberg und damit für Franken arbeitend abgerufen wurde. Hier wollen die Freunde des Freundes gedenken und versichern, daß sein Andenken stets in Ehren bleiben wird, daß er fortleben wird in der Erinnerung und in der Geschichte des Frankenbundes, dem er seine Kraft geschenkt hat.

Requiescat in pace.

-1

Georg Kanzler

Pfingsten

Wildröslein blühen.
Die Sonne glüht:
in ihren Feuerzungen
reifen Saat und Baum.

Es freut der Fromme sich,
den Du begnadest.

Was gut und schön —
von D i r ist es uns kommen.
Du Schöpfer Geist!

1. Giechburgvertrag von 1143.

Diese friedliche Vereinbarung schien zunächst für beide Parteien von Vorteil zu sein. Wenn sie auch weder dem Grafen noch dem Bischof zu einem vollen Besitzrecht verhalf, so brachte sie doch wenigstens für einige Jahre Frieden.

Graf Poppo anerkannte die Schenkung Chunizas an das Bistum, behielt aber die Burg Giech und die halbe Burg Lichtenfels für sich und seinen Sohn auf Lebenszeit zur freien Nutzung. Andererseits mußte er sich bereit erklären, die zwei Burgen dem Hochstift zum Mitgebrauch offenzuhalten und bei seinem Lebensende aufs neue dem Hochstift zu verstiften.

So konnte Bischof Egilbert „aus dem Vermächtnis der geschiedenen Gräfin Chuniza von Giech nach hartem Streit mit ihrem Gatten, Graf Poppo von Andechs/Plassenberg, wenigstens das Kondominats-Lebensverhältnis über die Burgen Giech und Lichtenfels retten und sich so die Jura- und Maintalstraßen sichern“ (Guttenberg). In diesem Zusammenhang vermerkt Guttenberg ausdrücklich, daß dieser Besitz aus dem Schweinfurter Erbe gekommen war.

Der 1. Giechburgvertrag war also ein Kompromiß, der im Grunde niemand zufriedenstellte. Vor allem brachte er keinem der Beteiligten Glück. Chuniza überlebte die Trennung von Graf Poppo und ihrem Sohn Heinrich kaum ein Jahr. Bischof Egilbert hatte ihr als Wohnsitz einen Hof in Zeil angewiesen, wo sie schon am 13. April 1143 verstarb.

Ihr Söhnchen Heinrich brachte der Vater 1146 ins Kloster Admont (Steiermark). Dort sollte dem jungen Grafen unter der Leitung der Schwester Graf Poppo, die Oberin des Klosters war, eine gediegene Erziehung zuteil werden. Er soll später Abt von Wilstatt gewesen und 1166 gestorben sein.

Sein Vater, Graf Poppo von Andechs/Plassenberg fand offenbar keinen inneren Frieden. Büßend zog er 1147 als Kreuzfahrer ins Heilige Land. Er bekam es aber niemals zu sehen; denn er starb 1148 zu Konstantinopel.

Dem Hochstift Bamberg bescherte der Vertrag in der Folge nur neue Fehden, fortlaufende Überfälle mit endlosen Kämpfen, Verwüstung, Zerstörung und Vernichtung; denn Poppo's Bruder, Graf Berthold III., weigerte sich ebenfalls, die beim Tode Poppo's fällige Giechburg herauszugeben. Durch seine Unnachgiebigkeit erreichte er schließlich den

2. Giechburgvertrag von 1149.

Dieses Abkommen mit Bischof Eberhard II. galt wiederum nur für einen Andechser, den Grafen Berthold III. und seinen Sohn Berthold IV.. Mit dieser offensichtlichen Hinhaltenaktik wurde über das Schicksal der Giechburg für weitere zweieinhalb Jahrhunderte entschieden.

Der 2. Giechburgvertrag bestätigte im wesentlichen die Abmachungen von 1143 aufs neue.

In baulicher Hinsicht bekannten sich beide Parteien zum Status quo. Besonders wurde vereinbart, daß zwischen dem Castrum Giech und dem „Alten Hause“ (des Bischofs) von keiner Seite gebaut werden dürfe.

Der Bischof verpflichtete sich, im „Alten Hause“ keinen bewaffneten Kastellan zu halten, sondern nur Bedienstete der Kirche, die er zudem aus den Leuten des Grafen auszuwählen versprach.

Der Graf versicherte wiederum, als Besatzung der Burg nur friedliche, dem Bischof angenehme Leute abzuordnen.

Aufgrund dieser Vereinbarungen blieben die Grafen von Andechs, die sich seit 1180 Herzöge von Meranien nennen durften, bis zum Erlöschen ihres Geschlechtes, (Otto VIII. starb 1248 auf der Burg Niesten bei Weismain), also noch volle 99 Jahre, unangefochten die Herren auf Giech.

Dabei darf nicht übersehen werden, daß die jeweiligen Grafen Andechs auf Giech von einem besonderen Umstand begünstigt wurden. In dem Jahrhundert zwischen 1149 und 1248 hatten nämlich drei Nachkommen aus dem Hause Andechs-Meranien den Bamberger Bischofsthron und damit die Herrschaft über das Hochstift Bamberg inne, Otto II. (1177-1196), Ekbert (1203-1237) und Poppo (1237-1245). Durch ein unausgesprochenes Stillhalteabkommen ermöglichten sie dem jeweiligen Vetter aus dem Hause Andechs/Plassenburg den Verbleib auf der Giechburg.

4. Die zweite Giechburgfehde 1242-1257:

Nach dem Tode des letzten Grafen von Andechs/Plassenberg glaubte jeder mann, daß Chunizas Erbe frei geworden sei und aus der Hand der Meranier nun endgültig an das Bistum Bamberg übergehen werde. Der damalige Bischof von Bamberg, Heinrich von Bilversheim (1242-1257), zögerte auch nicht, die Güter um Giech und Lichtenfels sofort einzuziehen. Doch noch lebten die Schwestern des letzten Grafen, die sich nunmehr ihrerseits zu Widersachern des Hochstifts aufwarfen. Auf die umstrittenen Besitzungen des Graflich Andechs'schen Hauses erhoben fortan Anspruch: Beatrix von Andechs, die Witwe des Grafen Hermann von Orlamünde, Margaretha von Andechs, die Gemahlin des Grafen Friedrich von Truhendingen (= Trüdingen) und Elisabeth von Andechs, die Gemahlin des Burggrafen Friedrich III. von Nürnberg.

Während sich Beatrix besonders wegen ihrer Söhne als Erbin anmeldete, zeichneten sich Burggraf Friedrich III. von Nürnberg und Graf Friedrich von Truhendingen als besonders hartnäckige Gegner des Bischofs aus. Sie weigerten sich nicht nur, die ererbten Güter um Giech und Lichtenfels herauszugeben, sondern ließen offen erkennen, daß sie zu erneuter blutiger Fehde bereit waren. Unterstützt wurden sie von den meranischen Ministerialen Eberhard und Heinrich von Giech, die wir als Stammväter des späteren Grafenhauses von Giech betrachten können, und von Wolfram und Albert Försch von Thurnau.

Der regierende Bischof von Bamberg, Heinrich von Bilversheim, war aber diesmal auch nicht alleine. Auch er hatte mächtige Freunde und Bundesgenossen gewonnen, mit deren Hilfe er die Rechte des Hochstifts verteidigen wollte. Seine Helfer kosteten den Bischof zwar große Opfer an Geld und Gütern; doch sie boten den Truhendingern, wie von nun an die Gegenseite genannt wurde, mutig die Stirn, weil ihnen durch die Versprechungen des Bischofs reicher Lohn winkte. So sagten ihre Hilfe zu: Eberhard von Schlüsselberg um einen Hof auf Reifenberg, Wolfram von Zabelstein um eine bedeutende Summe Silbers, Tyno von Lichtenstein um die Dörfer Busendorf und

Medlitz, Ludwig von Rotenhan um die Orte Zeil und Döringstadt und Hermann von Henneberg um Königsberg (in Franken) und die Bettenburg. Herdegen von Grindlach war so vom Rechte des Bischofs überzeugt, daß er gleich noch fünf weitere Adelige für die Sache des Bischofs gewann. Die eigentlichen Kosten des 15 Jahre währenden Kleinkrieges aber hatte der Bauer zu tragen; denn letztlich wurde seine Habe durch Flurschaden und Brand vernichtet.

Friedensvermittlungen, besonders durch das Bistum Würzburg, scheiterten. Schiedssprüche des Würzburger Bischofs wurden nicht anerkannt. Angebotene Geldmittel verfehlten ihren Zweck. Allmählich waren die Kassen des Hochstifts Bamberg erschöpft.

Eine für das Hochstift Bamberg günstige Wendung nahm die zweite Giechburgfehde erst, als die Truhendinger und ihr Anhang selbst in Not gerieten. In Hochmut und Verblendung hatten sie ein flottes Leben geführt und waren dadurch in tiefe Verschuldung geraten. Jetzt besserten sich die Aussichten des Bamberger Bischofs, in dem jahrhundertelangen Ringen um Giechburg und Lichtenfels doch noch die Oberhand zu bekommen.

5. Der endgültige Erwerb der Giechburg durch das Hochstift Bamberg, 1390;

Dreizehn Nachfolger des Bischofs Heinrich von Bilversheim hatten trotz aller Aussichtslosigkeit das Erbe Chunizas nicht aus dem Auge verloren. Jeder dieser Bischöfe hatte die Rückforderung bzw. die Herausgabe der Giechburg als Vermächtnis an seinen Nachfolger weitergegeben.

Bischof Wulfing von Stubenberg gelang es um 1308, sogar eine Verpfändung der Burg zu erwirken; aber der verschuldete Truhendinger konnte sein kostbares Pfand noch einmal rechtzeitig einlösen.

Die Entscheidung brachte erst das Jahr 1390.

Bischof Lambert von Brunn hatte eine glücklichere Hand als alle seine Vorgänger. Die schwerverschuldeten Grafen Johann und Oswald von Truhendingen, die in einem aufwendigen Leben durch Schenkungen, Hofhaltung und Fehden Unsummen verbraucht hatten, mußten sich, der Not gehorchend, endlich dazu verstehen, die Burg Giech zu verkaufen.

„Um nun den Halbheiten ein Ende zu machen und reinen Tisch zu schaffen, entschloß sich Bischof Lambert mit Vertrag vom 5. August 1390 von den Grafen Johann und Oswald von Truhendingen 'die Burgen Giech, Gügel, Arnstein und Neuhaus und den Markt Scheßlitz mit allem Zubehör um 44000 Gulden zu kaufen', wobei Bischof Lambert ausdrücklich bestimmte, daß diese Güter unveränderlich beim Stifte Bamberg zu verbleiben haben und daß jeder Bischof vor seinem Regierungsantritte beschwören müsse, was die diese Güter betreffenden Kaufbriefe besagen“ (Hümmer).

Auch das Domkapitel war mit dem endlichen und endgültigen Erwerb der Giechburg einverstanden, allerdings unter der Bedingung, daß der auf der Burg einzusetzende Pfleger, ein Amtmann, durch das Domkapitel zu bestätigen sei.

Ruhe und Frieden auf Giech aber waren nach Abschluß des Kaufvertrages immer noch nicht eingekehrt. Zur Verschuldung hatten sich bei den Truhendingern Hemmungslosigkeit und Charakterlosigkeit gesellt. Verhand-

lungen und Vereinbarungen mit ihnen gestalteten sich immer schwieriger, weil sie zu ihrem einmal gegebenen Wort schon bald nicht mehr standen, sondern bereits Verpfändetes und Verkauftes andern Orts wiederum zu Geld zu machen versuchten. Offensichtlich hatten sie Vertragstreue und Ehrlichkeit mit Raubrittermannieren vertauscht. Erst nachdem 1421 der letzte Truhendinger Oswald kinderlos verstorben war, konnte auf der Burg, die den Andechsern und Truhendingern kein Glück beschert hatte, die Friedensfahne des Bistums Bamberg gehißt werden.

Aber schon bald kündeten unverkennbare Sturmzeichen neue Leidenszeiten der Giechburg an. Hatte das Hochstift Bamberg jahrhundertlang um die Burg gekämpft, so mußte es in der Folge Haß und Zerstörung auf sich nehmen, weil es im Besitze der Giechburg war. (Fortsetzung folgt)

Literaten aus Franken im Porträt

Irene Reif

II. Eine Reisende in Literatur: INGE MEIDINGER-GEISE

Eines Tages, im noch fernen Alter, möchte sie einen schnurrenden, unbestechlichen Siamkater besitzen, ihn umhengen und verwöhnen; die Katzenpsyche hat es ihr angetan. Hört man ihr länger zu, wachsen die Zukunftswünsche wasserkopffartig, treiben auf dem üppigen Fantasieboden Träume wie Lianen in die Höhe. Papageien krächzen auf Sitzstangen im wohltemperierten Wohnsalon, kleine Hündchen kläffen – Dackel und Pekinesen werden bevorzugt – und zerreißen die Stille eines Hauses, das Geschmack schon in seine Fundamente mauerte, das ein bißchen Tempel ist. Und der Zuhörer, fasziniert von hingeworfenen Wünschen einer Dame mit Stehvermögen, erlebt visionäre Guckkastenbilder. Die Gastgeberin muß in diesen Bildern notgedrungen altern, da sie eine Zeit beschwört, die irgendwo und irgendwann, es sei der Hand des Zauberers überlassen, lauert. Und je weiter die Fantasie vorschreitet, die Zeit kurzerhand hinweggewischt wird, um so deutlicher erscheint vor den geplagten inneren Augen das Bild einer zweiten Miss Marple, die mit gescheiterten Augen ihre Umwelt nach möglichen Ärgernissen durchsucht, die lebenswert-schrullig ihren Altersvergnügen frönt. Nur, wer glaubte Inge Meidinger-Geise schon? – (von Auguren kurz I. M. G. genannt). Wer glaubte ihr, daß sie jemals Zeit für das Alter haben wird, auch wenn sie kassandrenhaft vorwärts blickt und Wünsche sammelt, sich in Prophezeihungen verliert und mit einer flüchtigen, weichen Handbewegung imaginäre Katzen streichelt? Wer sie kennt ahnt, daß sie niemals eine Siamkatze besitzen wird. Die Zeit hat sich ihr entzogen. Und so wird sie auch in fernen Zeiten kaum „Nur-Dame“ ihres schönen Hauses sein, niemals Matrone mit der Weile, den Launen und den ganz privaten weltlichen und schöngestigen Genüssen, die das Alter einer Frau wie ihr bringen sollte. I. M. G. spricht vom Nimmerleinstag und weiß das. Und letztlich würde „Zeit zu haben“ für sie zur unerträglichen Last werden. So ist der Zuhörer gezwungen, gleichzeitig andächtig und ungläubig zu lauschen, bis ein Lachen der Gastgeberin auch die letzte schillernde Seifenblase zerknallen läßt. Aus der Traum. I. M. G. hat sich wieder einmal lustig gemacht – über sich und andere. Da steht sie dann, nur mittelgroß, wie gesagt, mit viel Stehvermögen, absolut kein durchsichtiges, zartes Nymph-

chen der Dichtkunst, auch keine Walküre. Nichts als eine normale, elegante Frau mit kurzen, weißen Haaren, mit einem Rokokogesicht, hell, porzellanrosig, mit intelligenten, blauen Wikingeraugen, die scharfsichtig die Umwelt erkunden, die Lüge wittern, die Wahrheit suchen. Auf manchen mag sie kühl und reserviert wirken, obgleich es ihre Art ist, zuerst gleichbleibend freundlich zu testen u. zu tasten. Verschllossen ist sie kaum. Wer ihr Vertrauen gewann, dem entzieht sie es nie.

Sie ist Berlinerin, Jahrgang 23, gehört zu jenen Frauen, die keinen Grund haben, ihr Alter zu verstecken. Wer es wissen will, erfährt es von ihr. Würde man sie darauf aufmerksam machen, daß Damen gewöhnlich ihr Alter nicht so offen präsentieren, zuckte sie wahrscheinlich nur die Schultern. Wat soll dat denn...



Foto: Rudi Stumpel, Erlangen

Der Krieg führte sie schon 1943 nach Erlangen, wo sie ihr Studium fortsetzte. In Erlangen, das sie zwischen Minnesota und Neuruppin einreicht, promovierte sie auch mit einer Arbeit über Agnes Miegel. 1946 heiratete sie den Rechtsanwalt Dr. Konrad Meidinger. Sie nennt ihn „Ritter Konradin“. Und in ihm, dem dunklen, romanischen Typ, fand die ehemals blonde und dickzöpfige Preußin wohl den großen Gegensatz, den sie zum Leben benötigte, dessen Großherzigkeit ihr andererseits erlaubte, ihr literarisches Leben – und I. M. G. führt ein solches rund um die Uhr – auszubauen, nach eigenen Wünschen zu gestalten, es voll auszukosten. An seiner Ritterlichkeit zweifelt keiner, der ihm einmal begegnete.

Wo soll man beginnen, um den literarischen Lebensweg der Schriftstellerin und Kritikerin I. M. G. wirklich zu würdigen? Schon seit 1943 ist sie Mitarbeiterin an Zeitungen und Zeitschriften, Mitarbeiterin auch bei in- und ausländischen Funkanstalten, Verfasserin von Jahrbüchern, von fachlichen Beiträgen in Sammelbüchern, Essays, von literatur-kritischen Büchern, Romanen, Erzählungen, Hörspielen, Lyrik. So erschienen 1958 ihr Roman „Die Freilassung“, 1963 „Der Mond von gestern“, in den Jahren 1955 bis 73 Erzählungen im Band mit den Titeln „Die Mondbude“, „Hannibal und die Unsterblichkeit“, „Das Amt schließt um fünf“, „Nie-Land“, „Die Fallgrube“, „Nichts ist geschehen“. Die Rundfunkhörer in Franken kennen sie aus ihren Beiträgen, die später, herausgegeben von Wolfgang Buhl, auch im Band erschienen, so „Erlangen“ in: Fränkische Städte- und „Jean Paul“ in Fränkische Klassiker –. In den sechziger Jahren wurden ihre Hörspiele „Von Wand zu Wand“ und „Die Schlacht von Savojeda“ gesendet. Als Herausgeberin machte sie sich mit den Nachlaßromanen von Margarete Windthorst einen Namen. Schließlich ist sie auch Herausgeberin und Mitverfasserin vieler Anthologien.

Um nur einige zu erwähnen: „Texte aus Franken“, „Ohne Denkmalschutz“, „Generationen“, die Plural-Bände, Periodica des VFS (Verband Fränkischer Schriftsteller), „Signaturen“, „Lyrik in unserer Zeit“, „Deutsche Teilung“, „Gott im Gedicht“, „Kiel oben, Kiel unten“ (Neues Kirchenlied), „Almanach für Literatur und Theologie“ im Peter Hammer Verlag, undsoweiter bis zu Lyrik in „Bundesdeutsch“ und hin zu Willibald Pirkheimer (Dokumente, Studien, Perspektiven) und „Geschichte und Gestalt des Pirkheimer Kuratoriums“. Von 1972 bis 1974 wurde eine Reihe von Texten aus ihrer Feder vertont, u. a. „Auf dem Wasser gehen“ und „Seht, ihr Blinden“ (aufgenommen in das Nordelbische Gesangbuch).

Was mich persönlich an ihren Arbeiten am meisten fasziniert, ist I. M. G.'s Lyrik. In „Helle Nacht“ von 1955, „Saat im Sand“, „Gegenstimme“ und in ihrem eben erst erschienenen neuesten Band „Quersumme“ (erschieden in der Delp'schen Verlagsbuchhandlung Windsheim), beweist sie in knapster Form ihr Können. Hier präsentiert sich moderne Lyrik in scharfumrissener Klarheit, echte Aussage, zutiefst Empfundenes. Zeitkritisch und lyrisch wird wahrhaftige Dichtung fast im Schatten der Bescheidenheit dargestellt.

I. M. G. ist Mitglied des PEN, der „Europäischen Kogge“, des Bodenseeklubs und vieler anderer Verbände. 1967 wurde sie zur Vorsitzenden der „Kogge“ gewählt und führt seither ihr Amt mit beachtenswerter Tüchtigkeit und Mut zum Management aus. Seit 1971 leitet sie als 2. Vorsitzende auch die Geschicke des Verbandes Fränkischer Schriftsteller. So ließen die Auszeichnungen in all diesen Jahren nicht auf sich warten. Schon 1956 erhielt sie für ihr literarisches Werk die Willibald Pirkheimer-Medaille, 1972 den Kunstpreis der Stadt Erlangen, 1973 den Kogge-Ehrenring der Stadt Minden in Westfalen. Wie eben erst bekannt wurde, ist sie unter den Preisträgern des Hans-Sachs-Wettbewerbs der Stadt Nürnberg.

Wer sich über I. M. G. informieren will, schlage in „Kürschners Deutscher Literaturkalender“ nach oder in der neuesten Auflage von „Who is who in Germany“. Das Bild einer erfolgreichen, äußerst begabten deutschen Literatin zeigt sich, aber das ist kaum genug. Nur wer I. M. G. persönlich kennt, wer Einblick in ihr zeitenweise sehr unruhiges Leben hat, den vollen Umfang ihrer Arbeiten kennt, weiß, wie sehr sie sich selbst strapaziert, um immer ihr Bestes zu geben, ahnt, was in dieser resoluten, energischen und energiegeladenen, meist heiteren Frau steckt. Wochen, ja Monate im Jahr ist sie im Sinn des Wortes „auf Achse“. Sie ist es gewohnt, stets auf gepackten Koffern zu sitzen. Lesungen warten, Vortragstourneen, Diskussionen, Moderation. Ihr Reiseziel ist ganz Deutschland, Österreich, z. T. auch Skandinavien. Natürlich jammert sie zuweilen über dieses „Zigeunerleben“. Zuhause wartet immerhin ein Ehemann; wenn auch ein geduldiger. Trotzdem wage ich die Behauptung, daß I. M. G. ohne diese Reisen, ohne neue Begegnungen, ohne Kampf und Schwerstarbeit nicht leben wollte. Das Erlanger Haus mag ihr Zuflucht sein, aber niemals Endstation. Eine vollemanzipte Frau, die alle Vorteile dieser Eigenschaft besitzt, die mit den Nachteilen leben muß; die kaum darüber spricht. Inzwischen hat es sich wohl herumgesprochen, daß sie sich gern Jungliteraten annimmt. Wen wunderte es, daß es überwiegend junge Männer sind, die von ihr entdeckt werden. Hony soit qui mal y pense... I. M. G. weiß, daß sie Neider hat, daß man über gescheite Frauen von altersher lästerte. Zielstrebig, zäh arbeitend, von anderen Gleiches fordernd, geht sie einen

Weg, der vorausgeplant ist. Sie ist es gewohnt, die Karten zu mischen, sie auszugeben. Nach manchem Spiel saß sie allein da als Verlierende. Die Enttäuschungen bleiben notgedrungen nicht aus. Vorstandsarbeit zermürbt, Querulanten wühlen heimlich. Im vertrauten Telefongespräch macht sie dann ihrem Herzen Luft, schimpft auf Berlinerisch, tut, als würde sie sich über diese Welt und ihre Ungerechtigkeiten noch immer wundern und vergift den Ärger. Feinde hat ein jeder, der etwas kann – und die Freunde mögen manches vergessen lassen.

Mir ist sie seit langem vertraut, und wenn ich an sie denke, stellen sich die merkwürdigsten Assoziationen ein. Da schwimmt manzazarter Palatschinken in goldener Butter, Nußfüllungen und erlesene Tortengebirge türmen sich, und das Lieblingsgetränk der Pompadour, kochend heiße, sündhaft-süße Schokolade dampft in Meißener Porzellan. Orientalische Vasen erwachen zum Leben, Gemälde jedes Genres, die ihr erlesenes Heim schmücken, gesellen sich dazu, eine Atmosphäre, die ein bißchen museal wirkt, drängt sich auf. Dutzende von Sammel-Eulen aller Materialien blinzeln schläfrig, Skulpturen stehen in dämmrigen Zimmerecken, und wenn Gläser klingen, enthalten sie quellklaren Mineralsprudel. Dazwischen die Gastgeberin, deren Intellekt zuweilen auf etwas einsamer Höhe steht, der ihrer Fraulichkeit dennoch nichts anhaben konnte. Oder ist es umgekehrt? Und die ausgestreckte Hand weist nach Norden, zeigt imaginäre, endlose Ebenen, wogende Getreidefelder, fette Wiesen, Horizont, der sich sanft die Erde einverleibt.

„Ich liebe die Weite, Märsche in endloser Ebene“, sagt I. G. M. Die Fränkin versteht sie nicht ganz, hockt in ihrer geliebten buckeligen Gegend und spricht von Abwechslung, die sie haben muß. Außerdem steht sie nicht auf Mineralwasser; sie möchte Frankenwein. Dann fallen den Eulen die Nickhäute herunter, denn die Berlinerin mit den ostpreußischen Ahnen gesteht tröstend, daß Franken doch recht schön sei, daß man sich hier wohlfühle, so als Alt-Erlanger Bürgerin. Den Spreewasserdunst konnte diese Wahlfränkin ohne Leidenschaft allerdings nie gänzlich ablegen. Sie lebt mit den Franken, kommt mit ihnen aus, knüpfte hierzulande freundschaftliche Bande, und doch, wenn ein Ruf aus Norden oder Westen kommt, packt die Reisende in Sachen Literatur rasch ihre Taschen. Zugvogelzeit ist immer für sie. Das bedeutet, viel Einsamkeit inkauf nehmen zu müssen, und wie sehr sie zeitenweise unter diesem Gefühl leidet, verrät manches Gedicht. Die Aussage verweist stets auf Eigenerleben, Impressionen, Stimmungen und Gefühle.

Ob Inge Meidinger-Geise Humor besitzt? Zweifellos. Da fragte sie in ausgewählter Gesellschaft ein von sich sehr eigenommener Universitätsprofessor: „Sagen Sie mal, gnädige Frau, kann man ihre Pirkheimer-Medaille auch im Fasching tragen?“. Die schlagfertige I. M. G. fing sich sofort und gab dem Ordensfeind berlinernd die richtige Antwort.

„Aber jewiß, jewiß... genau so wie Sie Ihren Doktorhut!“.

Rauchringe aus langer weißer Tonpfeife

Das bescheidene Mahl, das Esther Sophia ihrem Bruder, dem Landgerichtsassessor Johann Peter Uz vorgesetzt hatte, ermüdete ihn an diesem heißen Sommertage so, daß er sich in dem kühlen Stübchen, das nach Norden hin auf die enge Gasse ging, die zum Herrieder Tor hinaus führte, zu einem kurzen Mittagsschläfchen niederlassen mußte. Um diese Zeit waren die Geräusche auf der Straße fast verstummt oder klangen nur gedämpft durch die angelehnten Jalousieläden herein, die aber doch einem kühlenden Zephyrhauch nicht den Zutritt in das mit Blumen, Büchern und schönen Möbeln angefüllte Zimmerchen verwehrten. Abends gedachte Uz noch einen kleinen Spaziergang hinauf zum Prinzenschlößchen, das jetzt sein edler Freund, der Hofrat Jakob Friedrich Weyl bewohnt, zu machen. In der sich verdunkelnden Kühle unter einer Taxuslaube würde er dann mit ihm und dem treuen Hofkammerat Hirsch ein Gläschen Wein leeren und ein Pfeifchen Tobak schmauchen. Ihr Gespräch würde sich wie immer um Dichtung und Philosophie drehen, die gerade heftige Umwälzungen durchmachten. Was Uz als junger Hallenser Student gesungen und während der Hungerleiderjahre in Ansbach und Römheld gedichtet hatte, das galt jetzt in der großen Welt nicht mehr viel. Sturm und Drang rissen die zarten Blüten seiner anakreontischen Lieder hinweg. Aber hier in der Provinz und bei den älteren Lesern liebte man immer noch Gedichte, in denen das vorwitzige Büblein Amor und der mohnbekränzte Morpheus Musen, Nymphen und Dryaden geisterten, wo Daphne und Myrtill durch die wohlgeschnittenen Pergeln schritten und sich Phyllis und Chloe im Schatten der Bäume küssen ließen. Doch sein Gesang galt nicht nur dem heiteren Lebensgenusse; seine Strophen waren auch erfüllt von Gott und der Schöpfung, von Frömmigkeit und dem Schicksal der Menschen. Dies alles in die Versmaße der Antike gegossen zu haben, war seine Kunst und ohne Prahlerei konnte er sich rühmen, es darin zur Meisterschaft gebracht zu haben, und das Lob, er wäre „der deutsche Horaz“, traf auf keinen Unwürdigen zu. Solche Anerkennung hatte ihn über manche dienstliche Zurücksetzung durch seinen Landesfürsten, dem er mehr als zwölf Jahre ohne jedes Entgelt gedient hatte, hinweggeholfen. Erst Papst Clemens XIV. mußte den Markgrafen Alexander von Ansbach bei einer Audienz auf seinen berühmten Untertanen hinweisen, der sich den Lorbeer des Apollo um die Stirne erworben hatte und dessen Stern neben Gleim, Ramler, Götz, Kleist und Weiße am literarischen Himmel glänzte und seine Strahlen bis in das kunstgesättigte Rom geworfen hatte.

Reichtum und erfüllte Liebe waren dem Dichter nicht beschieden. Wenn er jetzt durch die Ladenschlitze hindurch die Fenster des gegenüberliegenden Hauses mit dem Lorgnon betrachtete, so mußte er wieder eine Enttäuschung erleben, denn das hochverehrte Fräulein Nachbarin ließ sich nicht erblicken. Deshalb war er um so lieber bereit, die Stunden geistvoller Männerfreundschaft zu genießen und seine geneigten Zuhörer mit einem Lobpreis auf die schönen Gartenstunden zu ergötzen: